Krieg und Frieden [Fortsetzung]

Autor(en): **A.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 13

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636255

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

So stellt denn Professor Ragaz mit Recht an die Spitze des zweiten Teiles seines Buches, den er mit dem Titel „Die Hilfe" überschreibt, die Frage: „Ist die Erhaltung der Schweiz wünschenswert?" Gewiß ist sie das, insofern wir eine freie Schweiz meinen mit demokratischen Einrichtungen, nicht eine unter fremden Einflüssen und mit fremden Staatsmaximen geführte und organisierte Schweiz. Die Existenz einer solchen Schweiz aber hängt von der Entwicklung der europäischen Zustände ab. In einem monarchistisch-militaristisch beherrschten Europa wird unsere Demokratie nur ein Scheindasein fristen, das so lange dauert, als wir es verstehen, unsere freistaatlichen Grundsätze und Einrichtungen in Einklang mit den Grundsätzen und Einrichtungen des unsere Grenzen beherrschenden Machtstaates zu bringen. Daß dieser Zustand einem langsamen Absterben der Schweiz als Staatswesen gleichkommt, liegt auf der Hand und ist durch die Geschichte bezeugt. In diesem Zusammenhang taucht das Problem des kleinen Volkes auf. Wir müssen uns selbst darüber klar werden. Der Verfasser erinnert an die Stadt Athen, die lange nicht so groß war, wie das heutige Zürich und doch mehr bedeutete in der Geschichte als das große Persien. Ferner an Florenz, das Wichtigeres geleistet hat als das spanische Weltreich, an Wittenberg und Jena, die Besseres getan als Berlin und Hamburg. Dann verweist er auf das kleine Zürich der Reformationszeit, das einen Zwingli getragen und einige Jahrhunderte später einen Pestalozzi. Auf Genf, das nach dem Quantum gemessen eine Duodezrepublik war, und das doch einen Calvin und einen Rousseau gesehen hat und zu einem Mittelpunkt der Geschichte geworden ist. Gewiß, die Kulturgeschichte bejaht die Existenzberechtigung der Kleinstaaten. Wir beharren auf dem Recht, selbständig und frei zu sein.

Freilich schließt dieses Recht nach der Auffassung von Professor Ragaz Verpflichtungen in sich. Nicht die, „gerüstet zu sein" mit Kanonen und Handgranaten — da bleiben wir immer Zwerge und Nachahmer, sondern die, dem Geist der Freiheit mehr wie bisher eine Wohnstätte zu sein, mit der Schweizer Freiheit und Demokratie hinauszuleuchten in die Welt als ein Vorbild der Menschen- und Nächstenliebe, eine hohe völkerverbindende nnd völkerversöhnende Idee zu verkörpern durch unser ganzes Staatswesen. Was uns not tut, ist der Glaube an die Demokratie. Unter Demokratie will Ragaz die politischen Einrichtungen verstanden wissen, die aus dem Prinzip der Gleichberechtigung aller Staatsbürger hervorgehen. Die Demokratie soll aber nicht nicht zur Gleichmacherei führen, also zur Vergewaltigung der Eigenart und des Eigenwertes der Einzelnen, sondern im Gegenteil: zur Ehrfurcht davor, zum heißen Bemühen, die Persönlichkeit und Individualität der Menschen herauszubilden und zu pflegen.

Indem wir den Geist der Demokratie in uns stärken, schaffen wir die Vorbedingungen zum erfolgreichen Widerstand gegen die Fremdengefahr. Wir werden uns nicht mehr imponieren lassen durch die Quantität, sondern werden ihr die Qualität unserer Gesinnung entgegenstellen. Wir werden gastfreundlich sein wie bisher, aber unsere Gastfreundschaft soll verbindlichere Formen annehmen. Unsere Hotels sollen etwas weniger Erwerbsanstalt, dafür etwas mehr Gasthaus werden; „etwas weniger Bahnhof-Restaurant oder Schlimmeres und etwas mehr modernes Kloster". Unsere Architekten erstreben einen neuen Hotelstil; auch unsere Hoteliers sollten nach einem neuen Stil suchen, nach einem schweizerischen, der sich durch etwas mehr Selbstachtung und demokratische Haltung und etwas weniger Ehrfurcht vor dem Geld vom jetzigen unterscheiden müßte.

Qualitative Rücksichten im Hinblick auf die ideelle Grundlage unseres Staates, eben auf die Demokratie, müssen künftig entscheidend sein bei der Wahl der Lehrer für unsere Hochschulen und Mittelschulen, nicht die der quantitativen Bildung. Nur so bewahren wir unsere Jugend und damit unser Volk vor politischer Verflachung und stellen wir die Zukunft unseres Staates sicher, soweit dies in unserer Macht liegt.

Schwerer wird es uns werden, die inneren Gefahren zu beschwören. Insbesondere wird uns die Lösung der sozialen Krisis nur durch Anspannung aller sittlichen Kräfte, vorab des Gerechtigkeitssinnes, gelingen. Aber auch hier dürfen wir nicht einseitig an realpolitische Erwägungen uns binden, sonst müßten wir als kleines Volk warten, bis die internationalen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind. Nein, wir sollen auch hier die Idee über das Materielle stellen und mit gutem Beispiel vorangehen. Denn einzig aus unserer sittlichen Kraft erwächst uns die Anerkennung der Großmächte für unsere Selbständigkeit. Wir sollen auch im kommenden großen sozialen Kampfe eine Friedensinsel sein, auf die sich die Sehnsucht der Völker retten kann.

Im Lichte dieser höheren und höchsten Schweizerprobleme betrachtet, löst sich die Frage, ob wir eine Nation seien oder nicht, in Unbedeutenheit auf. Und auch die der „schweizerischen Kultur" ist schon beantwortet. Gegenstand und Inhalt einer schweizerischen Kultur muß unsere Demokratie sein. Sie ist das Resultat unserer geschichtlichen Entwicklung; sie zur Vollkommenheit auszubauen, soll unsere vornehmste Pflicht sein. Dazu gehört, wie angedeutet die Umgestaltung unserer sozialen Verhältnisse. Diese erstreben, heißt in gewissem Sinne zu den Zuständen der alten Eidgenossenschaft zurückkehren. Unsere Bauern sollen auf freiem Grund und Boden sitzen, unsere Handwerker und Arbeiter wieder den ganzen Ertrag ihrer Arbeit genießen können. Allerdings läßt sich das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen. Andere Formen der wirtschaftlichen Freiheit beginnen sich herauszubilden. Die wirtschaftlichen Interessen schließen sich zu Gemeinschaften zusammen. Nur daß diese Gemeinschaften in Zukunft nicht auf das Prinzip der Ausbeutung der von ihnen abhängigen Volkskreise gegründet sein sollen, sondern auf das der gegenseitigen Aushilfe zum Wohle des Ganzen

Ragaz' Buch enthält eine Fülle fruchtbarer Gedanken und Anregungen. Leider ist es umständlich und in wenig konziser Form geschrieben; eine Umarbeitung im Sinne der Zusammenziehung und Kürzung ist für eine eventuelle zweite Auflage dringend zu raten. Der Verfasser wendet sich ausdrücklich an die Schweizer, die guten Willens sind. Diese findet er in erster Linie bei der Jugend. Er spricht für sie manch gutes Wort. Wir glauben auch, daß es nötig ist, die Schweizerjugend mehr als es es bisher geschah, staatsbürgerlich zu schulen. Aber nicht im Sinne der Parteipolitik, die in letzter Linie auf das Machtprinzip hinausläuft, just auf die der Demokratie entgegengesetzte Seite, wie wir gesehen haben, sondern im höheren Sinne einer politisch regenerierten, auf den Grundsätzen edler Menschlichkeit aufgebauten neuen Schweiz.

H. B.

Krieg und Frieden.

(Bericht vom 14.—26. März 1918.)

Im Westen haben Kämpfe eingesetzt, von denen nicht zu sagen ist, ob sie die große deutsche Offensive darstellen oder nicht. Laut deutschen und Ententemeldungen setzte eine riesige Artillerieschlacht an den meisten Teilen der Front zwischen Vogesen und Meer ein; nach kurzem Feuer mit Gasgranaten griffen deutsche Infanteriemassen auf der Front zwischen der Oise und Arras an, überall die erste Linie überrennend — nach englischen Berichten nur die Vorpostenlinien. Nun weiß man, daß die ersten Linien insofern nur noch als Vorpostenlinien anzusehen sind, als die dem Feuer ausgesetzten Mannschaften in den vordersten Gräben auf ein Minimum reduziert, die Grabengeschütze, Minenwerfer uud Maschinengewehre aber auf ein Maximum erhöht werden. Die Grabenbesatzungen haben die Aufgabe, während der Beschießung ihre Waffen in den Grabentrümmern so zu montieren, daß sie nachher den stürmenden Feind in der besten Weise empfangen können. Die Gefechtstaktik hatte sich herausgebildet nach den riesigen Verheerungen des Trommelfeuers. Man zog die großen Infanteriemassen hinten zusammen,

um einen die erste Linie überrennenden Gegner nachher im Gegenstoß zu packen. Dieser neuen Taktik der Infanterie mußte die neue Angriffsweise der Artillerie folgen. Ein langes Trommelfeuer erschütterte die beinahe mannschaftsleeren ersten Gräben nicht mehr als ein kurzer, rasender Ueberfall. Wichtiger war die Verlegung des Feuers auf rückwärtige feindliche Sammelstellen. Wenn demnach die Meldungen von der Einnahme der ganzen ersten Linie auf 80 km Breite von englischer Seite nicht bestritten wurden, so bedeutete das vorläufig den normalen Verlauf einer Offensive im Anfangsstadium, wie sie sich bei der gegenwärtigen Entwicklung der Kampfweise herausgebildet hatte. Vom zweiten Kampftage (Freitag) kamen dann Nachrichten, die von Kämpfen hinter der ersten Linie sprachen, mit dem Ergebnis erfolgreicher Abwehr seitens der Engländer. Sie hoben unter den zahlreichen kämpfenden Truppen die Division hervor, die Croisilles (12 km nördlich Bapaume), verteidigte, sowie die Abteilungen an der Straße von Bapaume nach Cambrai. Das deutsche Bulletin meldete als erste Beute 26 000 Gefangene auf der Front der beiden Führer Prinz Rupprecht und Kronprinz. Die Zahl von 400 Geschützen und 300 Maschinengewehren will normal erscheinen, wenn man bedenkt, welche Unzahlen von solchen in kurzen Frontstücken montiert werden.

Die deutsche Meldung: „Die Kampflinie verläuft nordöstlich Ham-Peronne-Bapaume", war noch irreführend. Tatsächlich verlief die alte Front nordöstlich dieser Linie. Ebenso nichtssagend war die Meldung: „Der erste Teil der großen Schlacht in Frankreich ist gewonnen." Es kann damit ebensogut das Steckenbleiben vor der dritten Linie verschleiert, als eine wirklich gute Situation verkündigt werden. Seither kamen nun präzise Nachrichten: Die dritte Linie wurde überrannt, Peronne, Ham, Channy, Bouchavesnes genommen; Bapaume wird schwer umkämpft. Neue Tausende werden Gefangene. Stellenweise führt der Einbruch 20 km tief. In der englischen Presse tönt der Schrei nach der Manöverierreserve Fochs. Die Welt liegt in ungeheurer Spannung. Das Ende des Friedenstraumes, den sie noch träumte, weil man von Verhandlungen sprach, ist gekommen. Wir stehen vor dem deutschen Versuch, die Entscheidung zu erzwingen.

Ob diese Angriffe entsetzlichen Charakters wirklich die Offensive seien, bezweifelt die französische Presse nicht mehr. Fast alle Blätter verraten durch die angenommene Pose stoischer Ruhe eine unendliche Nervosität, die sich erst äußern wird, wenn der Feind wirklich nicht durchbricht, dann aber in einem wahren Taumel — oder im andern Fall, wenn die Pose Lügen gestraft wird, in Wutausbrüchen. Die einen schreiben: „Ueberraschungen sind nicht zu befürchten". Die andern: „Wir haben Reserven genug". Die dritten: „Wenn es wirklich zur Kraftprobe kommen soll — sie werden einen gerüsteten Gegner finden". Die vierten: „Sie sollen angreifen und beweisen, daß sie nicht durchkommen; dann wird dieser furchtbare Alpdruck ein Ende nehmen".

Ein Ultimatum der Entente an Holland, das alle übrig gebliebenen Neutralen erschreckte, verlangte die Auslieferung des gesamten Schiffsraumes von zirka 1 Million Tonnen. Um nicht die letzten Zufuhren von Westen her zu verlieren, auch in der Sorge um den ostindischen Besitz, gab die holländische Regierung nach, machte aber, um die andere kriegführende Seite nicht zu verletzen, einige platonische Bedingungen, wie die Befristung der Ueberlassung bis zum 15. April, das Verbot der Kriegstransporte, die Vermeidung der Gefahrzone, die Lieferung von Lebensmitteln, die Befreiung niederländischer Mannschaft vom Fahrtzwang — aber alle diese Bedingungen werden illusorisch allein schon durch die Tatsache, daß kein Schiff England nützt, das nicht die Gefahrzone passiert und ausschließlich für England arbeitet. Man hat im Ausland diese Neutralitätsverletzung auf die Tonnagenot zurückführen wollen und mit dieser Not entschuldigt, so wie voreinst Bethmann den deutschen Einfall in Belgien entschuldigte. Diese moralische Rechtfertigung wurde aber vom englischen Marineminister Sir Eric Jedds energisch zurückgewiesen durch seine Dementierung jeder Frachtraumkrisis. Das Wolfbureau konstatiert daraufhin eine Differenz zwischen der amtlich-englischen und amtlich-deutschen Statistik der U-Bootsversenkungen von 58 %. Die Engländer verneinen offiziell den Verlust von 3,5 Millionen Tonnen. Der englischen Statistik stehen private Darstellungen aus England und Amerika gegenüber, die namentlich das Versagen der Neuherstellungsarbeiten und der Bekämpfungsmittel hervorheben. Die Geschichte wird die Rechnungskünste beider Behörden richten, wichtiger ist, daß dereinst der U-Bootskrieg selber als der Ausdruck der größten Barbarei gekennzeichnet werden wird.

Deutschland wird die achte Kriegsanleihe, diesmal lautend auf 15 Milliarden vom Reichstag bewilligten Kredit auflegen. Das Parlament hat den Friedensvertrag von Brest, den Frieden mit Finnland ratifiziert. Allen drei Beschlüssen entgegen stimmten die deutschen Maximaliften, die unabhängigen Sozialdemokraten. Die Partei Scheidemanns sprach ebenfalls gegen Brest.

In Rumänien hat nach dem Sturz Averescous der Germanophile Marghiloman sein Kabinett gebildet. Ungarische Neuforderungen, die sich auf die gesamten Karpathenwälder und Petroleumquellen, deutsche Aspirationen auf die Sulinamündung der Donau richten, machen ihm den Abschluß des Endfriedens schwer. Immerhin hat man den Waffenstillstand noch verlängert, um die Vergewaltigung, wenn nicht zu vermeiden, so doch hinaus zu schieben.

Die „Pazifikation der Ukraine" hat zur Besetzung von Odessa, Cherson, Poltawa, Nikolajew, Jekaterinoslaw sowie zur Ausweisung der französisch-englischen Offiziere geführt. Tausende von deutschen Militär- und Zivilpersonen rücken heran, um den Neuaufbau des Staates zu beginnen.

Die Versammlung der russischen Soviets hat mit 700 gegen 200 und hundert enthaltende Stimmen den Brester-Vertrag angenommen. Trotzki scheint durchaus nicht endgültig mit der nun allmächtigen Gruppe Lenin gebrochen zu haben.

Konter-Admiral Nikolaus Horthy de Nagybánya, der neue österreichisch-ungarische Flottenkommandant.

Ein neuer Kriegszustand besteht an der kaukasischen Front, wo die Friedensverhandlungen zwischen der kaukasisch-(grusinisch) armenischen Regierung und der Türkei abgebrochen worden sind.

A. F.